

HOWARD
LINSKEY

III
MÄDCHEN
NR. 5

KRIMINALROMAN

KNAUR 

begleitet wurde. Schlaftrunken war sie ins Schlafzimmer gegangen. Denny war auf ihrer Mutter gelegen, die laut loskreischte, als sie Michelle bemerkte. Denny hatte was gebrüllt, dann geflucht, und Michelle hatte sich umgedreht und war geflohen. Kurz darauf war ihre Mutter in ihrem schäbigen alten Bademantel in ihr Zimmer gekommen, hatte sich neben ihr auf die Bettkante gesetzt und erklärt, dass sie keine Angst zu haben brauche, denn Onkel Denny habe Mami bloß ganz besonders fest umarmt, und sie hätten beide geschrien, weil Michelle sie so erschreckt habe. Nicht lang danach bekam sie das kleinere, zugigere Zimmer im hinteren Teil des Hauses, »Onkel Denny« zog ganz bei ihnen ein, und dann stand auch schon die Hochzeit an. Davor war es mit Denny ganz okay gewesen, da hatte er sich bei ihrer Mutter einschleimen wollen und war mit ihr und Michelle ins Kino oder in den Zoo gegangen, hatte Michelle Eis und kleine Puppen gekauft. Das alles hörte auf, als er »seine Füße unter dem Küchentisch« hatte, wie ihre Großmutter immer sagte. Keine Ausflüge mehr, nur noch selten Geschenke, und das Eis wurde auch immer weniger und seltener. Das Geld war »knapp«, wie ihre Mutter und ihr Stiefvater ihr wiederholt erklärten, obwohl sie vermutete, dass es vor allem an ihrem neuen Stiefvater lag, der sie knapphielt.

Ein plötzlicher Wasserschwall aus der windgepeitschten Dachrinne platschte vor Michelle zu Boden und riss sie aus ihren Gedanken. Warum war sie nicht woanders auf die Welt gekommen, in London vielleicht oder wenigstens im dreißig Kilometer entfernten Newcastle? In einer Stadt konnte man was unternehmen. In einem Dorf gab es nichts, dort konnte man nur rauchen und sich hinter dem Gemeindesaal befummeln lassen. Mehr wollte Darren Tully sowieso nicht. Sie waren jetzt etwas mehr als zwei Monate zusammen, und schon jetzt konnte sie sich nur noch undeutlich an ihre Aufregung und ihr Herzklopfen erinnern, als sie sich zum ersten Mal getroffen hatten. Sogar Suze hatte bestätigt, dass Darren Tully »geil« war, und wenigstens einmal in ihrem Leben hatte sie sich besonders und begehrt gefühlt. Aber in Wirklichkeit hatte die Beziehung mit Daz nicht viel mit dem zu tun, was sie sich vorgestellt hatte. Der heutige Abend war mal wieder typisch gewesen. Es gab ein bisschen Geknutsche, immerhin dazu konnte er

sich noch aufraffen, aber wenn er ihr hinter dem Gemeindesaal immer nur die Zunge in den Rachen schob und sie mit seinem Tabakatem küsste, dann war das nicht unbedingt das, wovon ein Mädchen träumte. Sein umständliches Gefummel endete immer damit, dass sie seine Hände wegschob und er murmelte, »Mann, bist du zugeknöpft«, als wäre sie die letzte Jungfrau im Dorf, bevor er sie darüber in Kenntnis setzte, dass er sowieso bald keinen Bock mehr auf sie hätte, sofern »nicht bald mal was lief«.

»Da muss doch mal was laufen. Was soll das denn, wenn nichts passiert?«, hatte er zu ihr gesagt, fast so, als wäre das ein so unglaublich romantischer Vorschlag, dass sie ihm einfach nicht widerstehen könnte.

Jungs waren eben auch Schweine.

Daz sah sie noch nicht mal richtig an, als er in den Wagen der Mum von einem Freund stieg. Das Angebot, mit ihnen nach Hause in die Nachbarstadt zu kommen, konnte er bei dem Scheißwetter einfach nicht ausschlagen. Sie sah ihm nach und überlegte, ob sie ihm endlich nachgeben sollte, damit er bei ihr blieb, oder ob er die Mühe nicht wert war.

Michelle sah auf ihre Uhr. Der letzte Bus müsste bald kommen – wenn er denn kam. Er fiel oft unangekündigt aus, aber das Wetter war schlecht, und es würde doch ziemlich dauern, wenn sie zu Fuß nach Hause gehen musste. Außerdem stand in letzter Zeit in den Zeitungen dauernd was über vermisste Mädchen. Manche waren später irgendwo gefunden worden. Ihr schauderte, wenn sie daran dachte, wie es für sie kurz vor dem Tod gewesen sein musste. Ihre Mutter ging ihr ständig auf die Nerven damit. »Geh nie allein nach Hause, Michelle, das ist nicht sicher, nimm den Bus oder lass dich von deinem Freund ...« Sie nannte Darren nie beim Namen. »... nach Hause begleiten, wenn er sich schon mit dir trifft.« Was für ein schlechter Witz. Es gab kaum etwas Gefährlicheres, als sich von Daz Tully nach Hause begleiten zu lassen.

Gedankenverloren zupfte Michelle am Christophorus-Medaillon, das sie an einer Silberkette um den Hals trug. Der Regen nahm noch zu und wurde vom heimtückischen Wind gegen das Holzdach des Häuschens gepeitscht, was die Schritte des Mannes übertönte. Das

erste Zeichen seiner Anwesenheit war eine nahezu unmerkliche Veränderung des Lichts, ein leichter Schatten, der vor ihr auf den Boden fiel, als er in den Schein der Straßenlaterne trat. Bis sie auf sah, war er bereits unter dem Häuschen. Im Licht der Straßenlaternen, die ihn von hinten anstrahlten, konnte sie seine Gesichtszüge kaum erkennen. Michelle erschrak, sie fühlte sich unwohl, wusste aber nicht, was sie machen sollte. Als er sie ansprach, zuckte sie zusammen. Seine Stimme war tief und sehr männlich, unweigerlich hielt sie den Atem an und schwankte zwischen Angst und Aufregung.

»Hallo«, sagte er.

3

Michelles Mutter Fiona Summers schnarchte so laut, dass sie davon wach wurde. Der Kopf fiel ihr auf die Schulter, abrupt riss sie die Augen auf, blinzelte hektisch und versuchte sich zu orientieren. Verdammt, wieder auf der Couch eingenickt. Sie sah zu der kleinen Messingreiseuhr auf dem Kaminsims. Fast eins, scheiß drauf. Sie hätte ins Bett gehen sollen, statt sich noch ein letztes Gläschen Wein zu gönnen. Morgen würde sie wieder einen Brummschädel haben, und die Arbeit würde eine noch größere Plackerei werden als sonst.

Eigentlich hatte sie es für eine ganz gute Idee gehalten, von Gin auf Wein umzusteigen. So würde sie die Finger von dem harten Zeug lassen, und ihr abendliches Gepichel wäre eher harmlos. Es sollte ja keiner einen falschen Eindruck bekommen, zum Beispiel ihr geliebter Göttergatte oder ihre entzückende Tochter, die beide der Ansicht waren, dass ihr, Fionas, Daseinszweck auf Erden einzig und allein darin bestand, ihnen zu Diensten zu sein. Die Flaschen lieblichen deutschen Weißweins hatten dazu noch den Vorteil, dass sie billiger waren als Gin, außerdem, redete sie sich ein, würden sie ihrem Körper auf lange Sicht weniger schaden. Immerhin wurde Wein aus Trauben gemacht, und Trauben waren Obst, konnte also nicht so schlimm sein, wenn man Obst trank. Und falls jemand fragte – was sowieso keiner tat –, dann könnte sie sagen, sie habe sich doch bloß ein, zwei Gläschen gegönnt, und das auch nur an zwei, drei Abenden in der Woche. Aber natürlich wusste sie ganz genau, dass sie jeden Abend wesentlich mehr trank. Da sie das Glas nie ganz leerte, sondern immer nur nachschenkte, wusste sie nie genau, wie viele Gläser sie schon hatte – aber so genau wollte sie es eh nicht wissen. War ja auch nicht so, dass sie jeden Abend einen Drink *brauchte*, nur, das Leben gestaltete sich deutlich stressfreier, wenn sie erst mal ein, zwei intus hatte.

Langsam drehte sie sich im Alkoholnebel und stieß mit dem Bein gegen die halb leere Weinflasche, die ins Wackeln geriet und dem Glas einen Schubs gab. Wie durch ein Wunder blieben beide heil, nur ein paar Tropfen Wein wurden auf dem Teppich verschüttet, bevor Fiona die Flasche zu fassen bekam. Sie fluchte, dann ging sie in die Küche und stellte den Rest in den Kühlschrank. Schon jetzt hatte sie einen dicken Kopf. Lieber nicht an den morgigen Tag denken, einfach ins Bett gehen.

Fiona stieg die Treppe hinauf, und als sie fast oben war, entdeckte sie das verräterische Licht im Spalt unter Michelles Tür. Was um alles in der Welt trieb ihre Tochter noch? Lag um diese Zeit noch wach, obwohl sie morgen in die Schule musste? So ging das nicht. Fiona hatte schon die Hand erhoben, um anzuklopfen, aber dann ließ sie es bleiben. Klar, sie sollte ihrer Tochter den Marsch blasen, aber Fiona wusste auch, dass sie nicht unbedingt mit gutem Beispiel voranging, ein Punkt, den ihre Tochter zweifellos zu ihrem Vorteil nutzen und damit ihre sowieso schon bröckelnde Autorität noch weiter untergraben würde. Außerdem bestand die Gefahr, dass sie in ihrem verschlafenen Zustand Mühe mit der Aussprache hatte. Welchen bissigen Kommentar würde sie von Michelle zu hören bekommen, nachdem sie schon wieder auf der Couch weggepennt war? Ihre Tochter musste sie beim Nachhausekommen bemerkt haben, musste sie gesehen haben, wie sie, alle viere von sich gestreckt, dort gelegen und bestimmt kein allzu vorteilhaftes Bild abgegeben hatte. Fiona fühlte sich zu kaputt, um sich schon wieder mit Michelle zu streiten. Das Mädchen wurde mit jedem Tag schnippischer und undankbarer. Dabei war sie früher so ein süßes, herziges Kind gewesen. Fiona stand auf dem Treppenabsatz so nah am Zimmer ihrer Tochter, dass sie das Ohr fast an die Tür legen konnte. Von drinnen war nichts zu hören. Wahrscheinlich war Michelle über einer ihrer dämlichen Fanzeitschriften eingeschlafen und hatte das Licht brennen lassen. Die Wände waren mit Take-That-Postern zutapeziert – eine von Michelles Teenie-Bands, die heute groß rauskamen und morgen vergessen sein würden wie die Osmonds oder die Bay City Rollers zu Fionas Zeiten. Sie war verrückt nach Jungs, ihre Tochter.

Zu Fionas wiederkehrenden Alpträumen gehörte es, dass ihre